

Differenz(en) in der Sozialen Arbeit: pädagogisch-praktische Überlegungen zu Kultur- und Fremdeheitsdiskursen

Dannenbeck, Clemens

Postprint / Postprint

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dannenbeck, C. (2002). Differenz(en) in der Sozialen Arbeit: pädagogisch-praktische Überlegungen zu Kultur- und Fremdeheitsdiskursen. *Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst soFid*, Jugendforschung 2002/2, 9-15. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-204437>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Differenz(en) in der Sozialen Arbeit¹

Pädagogisch-praktische Überlegungen zu Kultur- und Fremdeitsdiskursen

Clemens Dannenbeck

Deutsches Jugendinstitut e.V. (DJI)

Debatten um und über Differenz(en) haben Konjunktur. Differenztheoretische Diskurse haben inzwischen Eingang in die deutschsprachigen Sozialwissenschaften gefunden – wenn auch mit einiger Verzögerung, wie beispielsweise die zeitlich versetzte Rezeption der Cultural Studies² hierzulande belegt. Eine ganze Reihe von Disziplinen reklamiert unter Bezugnahme auf die Entdeckung der Differenz ihre fachspezifische Genese: Von der Ausländerpädagogik zur Interkulturellen Pädagogik, von der Frauenforschung zur Geschlechterforschung, von der Behindertenpädagogik zur Integrativen Pädagogik³ – so lauten die gängigen Geschichtsschreibungen. Auch in den Erziehungswissenschaften hat das Differenzparadigma inzwischen Einzug gehalten⁴. Empirischer Ausgangspunkt ist die »Entdeckung« der kulturellen Heterogenität ihres Klientels und die praktischen Probleme, die damit in Verbindung gebracht werden.

Der Tatbestand kultureller Vielfalt hat auch in der Sozialen Arbeit Spuren hinterlassen. Erstens wird die Soziale Arbeit gewahrt, dass auch ihrem Klientel mit kulturellem Schwarz-Weiß-Denken kaum noch beizukommen ist. Denn es sind nicht nur die Kinder und Jugendlichen der zweiten, dritten und vierten Generation mit ihren »hybriden« Identitäten, die das Bildungssystem frequentieren, sondern es sind ebenso die mittlerweile Erwachsenen und älter werdenden Menschen, deren Biografien sich nicht durch kulturelle Eindeutigkeit und Widerspruchslosigkeit auszeichnen. Daraus ergibt sich zweitens eine Herausforderung für die unterschiedlichen Praxisfelder Sozialer Arbeit: Wie ist mit kultureller Heterogenität umzugehen, wenn sie denn zu einem kennzeichnenden Merkmal des Klientels avanciert ist? Und es deutet sich – etwa für die Lehre – ein Vermittlungsproblem an: Was können differenztheoretische Paradigmen zur Praxis Sozialer Arbeit beitragen? In welcher Hinsicht sind sie als theoretische Hilfestellungen für die Praxis dienlich?

Demographische Veränderungen und kulturelle Differenz(en)

Gehen wir davon aus, dass die unterschiedlichen Berufsfelder der Sozialen Arbeit sich auf ein Dienstleistungsangebot beziehen sollen, das sich potentiell an alle Mitglieder einer Gesellschaft richtet, dann liegt auf der Hand, dass demografische Veränderungen ganz unmittelbaren Einfluss auf Struktur und Bedarf Sozialer Arbeit im Sinne eines Dienstleistungsangebots haben müssen.

1 Dieser Artikel ist erstmals erschienen in: DISKURS - Studien zu Kindheit, Jugend, Familie und Gesellschaft. Jg.11, 2001, H.3, S.55-59

2 Vgl. hierzu Rolf Lindner (2000).

3 Vgl. hierzu Marianne Krüger-Potratz (1999).

4 Vgl. hierzu Helma Lutz und Norbert Wenning (2001).

Der Sechste Familienbericht der Bundesregierung – am 20.10.2000 veröffentlicht – befasste sich mit der Lebenslage von Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. In diesem Bericht gerät unter anderem ein Bevölkerungsteil in den Blick, dem bisher eher wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde, der aber in naher Zukunft in höherem Maße als bislang zu einer Herausforderung für die Soziale Arbeit werden wird: Immer mehr Angehörige der so genannten ersten Migrantengeneration erreichen das Rentenalter und werden – zumindest phasenweise – ihr Alter auch in Deutschland verleben. Damit kommen diese Menschen in einen Lebensabschnitt, in dem Gesundheitsprobleme zunehmen. Hinzu kommt, dass sie sich seit jeher für den Gesundheitszustand eher nachteiligen Lebens- und Arbeitsbedingungen ausgesetzt sahen. In den Blick geraten damit aber auch ihre kulturellen Orientierungen. So legen die Thesen des Familienberichts nahe, von einer *kulturell* bedingten Herausforderung für Soziale Arbeit auszugehen, wenn es darum geht, etwa eine familiennahe Versorgung und Betreuung im Alter sicherzustellen, die auch für die jüngeren Mitglieder der Migrantenfamilien zu realisieren sind. Demnach könnte etwa die Tatsache, dass sich die kulturellen Orientierungen zwischen Eltern- und Kindergeneration voneinander unterscheiden, zu einem spezifischen familialen Konfliktpotential führen, das es geboten erscheinen lässt, den Bedarf an psychosozialer und familientherapeutischer Unterstützung zu präzisieren.

In der Stellungnahme der Bundesregierung zum Bericht der Sachverständigenkommission des Sechsten Familienberichts heißt es:

»Die Träger der gesundheitlichen und sozialen Dienste werden dafür Sorge zu tragen haben, dass die Aspekte der Alterung von Bürgern ausländischer Herkunft in den Planungen ausreichend (...) berücksichtigt werden. (...) Es gibt einen zunehmenden Handlungs- und Erprobungsbedarf bei der Betreuung hilfs- und pflegebedürftiger älterer Migrantinnen und Migranten (...). Jedoch darf die Tragfähigkeit familiärer Unterstützungspotentiale gerade in besonders schwierigen Lebenslagen – etwa bei schwerer Pflegebedürftigkeit oder unzureichenden Wohnverhältnissen – nicht überschätzt werden. Daher sind Hilfe- und Betreuungsmöglichkeiten notwendig, die auf die besonderen ethnischen, sozialen, kulturellen, religiösen und sprachlichen Prägungen und Bedürfnisse älterer Menschen eingestellt sind. Die Vermittlung interkultureller Kompetenzen muss demzufolge zum Bereich der Ausbildung und Weiterbildung sozialer und pflegerischer Berufe gehören«. (ebd. S. XXX)

Selbst aus diesen knappen Hinweisen des Familienberichts wird deutlich, dass eine *ausschließlich* kulturdifferenzierende Brille kaum tauglich sein wird, den demografischen Entwicklungen zu begegnen. Wir können nicht einfach davon ausgehen, dass »ausländische« Familien nun mal eine »andere« Kultur haben, die wenig oder nichts mit unserer (homogenen?) »deutschen« Kultur zu tun hat. Wenn der Familienbericht in diesem Zusammenhang von notwendigen »kulturkompetenten professionellen Ressourcen« spricht, so eröffnet diese Diagnose ein weites Anforderungsfeld, dem zum Beispiel nicht nur mit Forderungen nach muttersprachlichen und/oder einheimischen Fachkräften, die dann quasi als SpezialistInnen in Sachen ihrer jeweiligen Herkunftskultur aktiv werden, begegnet werden kann.

Das interkulturelle Dilemma

Die von der Bundesregierung geforderte Vermittlung interkultureller Kompetenzen ergibt sich aus den Folgen demografischer Veränderungen. Die älteren Migrantinnen und Migranten sind dafür letztlich nur ein Beispiel. Konsequenzen ergeben sich daraus sowohl in gesellschaftspolitischer Hinsicht – als Gestaltungsaufgabe, diesen Veränderungen bedarfsgerecht zu begegnen – als auch auf individueller Ebene für diejenigen, die davon beruflich betroffen sind. Bei ihnen geht es darum zu erklären, wie gehe ich in meinem beruflichen Alltag mit kultureller Heterogenität um; welchen Stellenwert messe ich kulturellen Heterogenitäten in der praktischen Sozialen Arbeit überhaupt zu; reicht es, in der Gewissheit zu leben, dass wir um kulturelle Heterogenität wissen oder haben wir nicht auch zu fragen, was uns überhaupt dazu führt, von kultureller Differenz zu sprechen? Welche Annahmen liegen eigentlich unserem Verhältnis zu »fremden« Kulturen, zu den beschworenen »Anderen«, zu »Ausländern« etc. zugrunde? Diese Fragen bilden auch die pädagogisch-didaktischen Herausforderungen für die Vermittlung interkultureller Kompetenzen in der Sozialen Arbeit.

»Zwei Passagiere in einem Eisenbahnabteil. Wir wissen nichts über ihre Vorgeschichte, ihre Herkunft oder ihr Ziel. Sie haben sich häuslich eingerichtet, Tischchen, Kleiderhaken, Gepäckablagen in Beschlag genommen. Auf den freien Sitzen liegen Zeitungen, Mäntel, Handtaschen herum. Die Tür öffnet sich und zwei neue Reisende treten ein. Ihre Ankunft wird nicht begrüßt. Ein deutlicher Widerwille macht sich bemerkbar, zusammenzurücken, die freien Plätze zu räumen, den Stauraum über den Sitzen zu teilen. Dabei verhalten sich die ursprünglichen Fahrgäste, auch wenn sie einander gar nicht kennen, eigentümlich solidarisch. Sie treten den neu Hinzugekommenen gegenüber als Gruppe auf. Es ist ihr Territorium, das zur Disposition steht. Jeden, der neu zusteigt, betrachten sie als Eindringling. Ihr Selbstverständnis ist das von Eingeborenen, die den ganzen Raum für sich in Anspruch nehmen (...)

Nun öffnen zwei weitere Passagiere die Tür des Abteils. Von diesem Augenblick an verändert sich der Status der zuvor Eingetretenen. Eben noch waren sie Eindringlinge, Außenseiter; jetzt haben sie sich mit einem Mal in Eingeborene verwandelt. Sie gehören zum Clan der Sesshaften, der Abteilbesitzer, und nehmen alle Privilegien für sich in Anspruch, von denen jene glauben, dass sie ihnen zustünden. Paradox wirkt dabei die Verteidigung eines >angestammten< Territoriums, das soeben erst besetzt wurde; bemerkenswert das Fehlen jeder Empathie mit den Neuankömmlingen, die mit denselben Widerständen zu kämpfen, dieselbe schwierige Initiation vor sich haben, der sich ihre Vorgänger unterziehen mussten.« (Enzensberger 1992, S. 14f)

Soweit Hans Magnus Enzensberger mit seiner Schilderung einer uns allen mehr oder weniger vertrauten Situation. Was sagt uns diese Episode? Zunächst einmal doch, dass Fremdheit ganz offensichtlich *keine* objektive Eigenschaft der Neuankömmlinge ist. Wir können nichts darüber aussagen, *welche* Umstände unsere Passagiere zunächst so wenig willkommen sein lassen (wir wissen nichts über diese Umstände). Und was auch immer wir uns zurechtlegen mögen: ihr möglicherweise furchterregendes Aussehen, ihren Körpergeruch, ihre uns unvertraute Sprache – all diese Gründe können selbst zusammengenommen den Fremdheitsstatus und die skeptischen bis abwehrenden Reaktionen ihrer Mitpassagiere nicht hinreichend erklären, angesichts des Phänomens der Eingemeindung dieser »Fremden« ein paar Minuten später, als neue Passagiere zusteigen. Was also macht ihre Fremdheit aus?

Alois Hahn bestimmt Fremdheit nicht als Eigenschaft, auch nicht als objektives Verhältnis zweier Personen oder Gruppen zueinander, sondern als »Definition einer Beziehung« (Hahn 1994, S. 140). Demzufolge ist Fremdheit überhaupt keine *beschreibende* Kategorie, sondern *legt eine Beziehung* fest zwischen den Menschen. Nicht jemand *ist* fremd, sondern zwei Parteien betrachten sich als *einander* fremd. Doch was ist mit einer solchen Perspektive gewonnen? Nun, eine Beziehung ist nicht einfach *da*, sondern *wird hergestellt*, ist somit etwas *Entstandenes*, etwas *Sich-Entwickelndes*, etwas *Dynamisches*, etwas *Gewolltes*, *Beabsichtigtes*. Fremdheit als soziales Konstrukt, als Prozess, als Verhältnis ist mithin das Ergebnis eines Entschlusses.

Die vielen anonymen Reisenden, die wir in besagtem Zug vermuten können – sie alle sind uns (glücklicherweise) im Allgemeinen gleich-gültig (Radtko) und wir verlassen uns auch darauf, dass sie uns nicht weiter gefährlich werden. Bei allen wahrscheinlich vorhandenen Unterschiedlichkeiten zwischen ihnen (Dicke, Dünne, Große, Kleine, Weiße, Schwarze, Arme, Reiche) vertrauen wir doch mit Fug und Recht darauf, dass sie ein sich für Mitreisende ziemendes Verhalten an den Tag legen. Diese Aura der Gleichgültigkeit und des stillschweigenden Vertrauens verlieren allein diejenigen Personen, die in oben beschriebenes Abteil eindringen. Dem Verhältnis von Fremdheit, das hier besteht, geht ein *Akt* voraus, wenn man so will eine *Entscheidung*: Es wird eine Unterscheidung getroffen, eine Differenz aufgemacht: Wir und die Anderen, Unseresgleichen und Ihresgleichen. In dieser Differenz manifestieren sich die Rollen klar und eindeutig: *Wir* sind die (legitimen) Abteilbesitzer – *Sie* die Eindringlinge. Doch auch hier fällt auf: So unumstößlich diese Differenz zu sein scheint, so rasch ist sie auch wieder vergessen und wird in dem Moment, als die zweite Welle der Neuankömmlinge das Abteil betritt, gänzlich neu vermessen.

Die Enzensbergersche Episode in Seminaren mit StudentInnen Sozialer Arbeit zur Diskussion gestellt, destabilisiert denn auch die klaren Unterscheidungsmaßstäbe, die der Einteilung der Welt in Wir und die Anderen zugrunde gelegt werden, meist auf eindrucksvolle Weise.

»Jede Migration führt zu Konflikten, unabhängig davon, wodurch sie ausgelöst wird, welche Absicht ihr zugrunde liegt, ob sie freiwillig oder unfreiwillig geschieht und welchen Umfang sie annimmt. Gruppenegoismus und Fremdenhass sind anthropologische Konstanten, die jeder Begründung vorausgehen. Ihre universelle Verbreitung spricht dafür, dass sie älter sind als alle bekannten Gesellschaftsformen.« (Enzensberger, S. 13f).

Enzensberger selbst recurriert auf eine anthropologische Konstante. In der These von der tiefen Verwurzelung von Fremdheit wird die Reaktion der Abteilbesitzer zu einer notwendigen, jeglicher rationalen Begründung entzogenen, quasi-natürlichen Reaktion verfälscht.

Einspruch gegen eine derartige Interpretation bleibt hingegen nicht lange aus, zu sehr widerspricht sie der eigenen Lebenserfahrung. Wer will, mag in der Eisenbahngeschichte ein Sinnbild *typisch deutscher* Verhaltensweisen erkennen: denn geht es in südländischen Zügen nicht immer ganz anders zu? Na klar, diese Züge sind schon mal grundsätzlich voller, man sitzt oder rückt sich schon von Haus aus viel enger auf die Pelle, und dann spricht man natürlich auch mehr (und lautstärker) miteinander: Unerhebliches zwar, aber der Südländer macht eben stets viele Worte, wo wir Deutschen doch lieber schweigen, unsere Ruhe haben wollen. Sicher, der Südländer ist herzlicher, mitteilbarer, direkter – und das ist im Urlaub ja auch etwas Schönes, fühlt man sich doch gleich gastfreundlich in fremde Herzen aufgenommen, selbst über sprachliche Barrieren hinweg. Aber hier zu Hause, mitten in all

dem Alltagsstress, da hat man doch ein Recht auf etwas Privatsphäre, man zahlt ja schließlich dafür (und in der Regel nicht zu wenig).

Selbst ein solcher kulturalistischer Kommentar will bisweilen nicht recht einleuchten. Da fällt plötzlich manchem auf, dass es sich zwar häufig so verhalten mag in deutschen und südländischen Eisenbahnabteilen, dass es sich aber keineswegs so verhalten *muss*. Ein Informationsbedürfnis nach Randbedingungen wird laut, ohne die die Situation nun nicht mehr eingeschätzt werden kann: Wer sind die jeweils Reisenden eigentlich, welche Zwecke verfolgen sie mit ihrer Reise, in welcher Stimmung befinden sie sich, woran denken sie, was geht in ihnen vor? Und wer betritt denn nun das Abteil? Etwa eine aufreizende Blondine, ein betrunkenen Schwarzfahrer, ein aus Funk und Fernsehen bekannter Schauspieler, ein Soldat in Uniform, eine Nonne? Und selbst wenn wir das alles wissen, ist die Reaktion der Alteingesessenen auf die Neuankömmlinge noch keineswegs eine ausgemachte Sache: Denn besagte Blondine kann etwa einem alteingeschworenen Zeugen Jehovas durchaus nicht nur wohlgefällige Blicke entlocken oder von einem frisch verliebten Schwulen mit wohl wollender Gleichgültigkeit betrachtet werden, ebenso wie ein betrunkenen Schwarzfahrer möglicherweise von pubertierenden KollegstuflerInnen freudig begrüßt werden könnte. Im Gegensatz dazu mag ein populärer Schauspieler vielleicht wider Erwarten gar nicht erkannt werden und der Soldat kraft seiner imposanten Uniformierung sehr zum Sicherheitsgefühl einer vereinsamten Rentnerin beitragen. So bleibt das, was sich zwischen den Reisenden emotional und nach Außen hin abspielt, eben gerade unvorhersehbar und ambivalent. Es hängt ab von einer Fülle von Bedingungen: von (wechselseitigen) Erwartungen, Bedürfnissen, Einstellungen, Wahrnehmungen. Hat die Blondine penetranten Körpergeruch, trägt die Nonne womöglich ein wohlriechendes Parfüm, kommt bei unserem betrunkenen Schwarzfahrer eine schwarze Hautfarbe hinzu, verbirgt sich im Soldat in Uniform ein Skinhead? Und: Wollen die Alteingesessenen lesen, arbeiten, sich unterhalten, träumen oder suchen sie Kontakt – fahren sie zu einer Beerdigung, zu einer wissenschaftlichen Tagung über kulturelle Differenzen oder sind es ausgerechnet Fahnenflüchtige?

Fragen über Fragen, die die Skepsis gegenüber der Unterstellung begründen, dass der Ablauf der geschilderten Situation in unserem Eisenbahnabteil *nicht zwangsläufig* zu sein hat. Halten wir fest: Fremdheit ist ein soziales Konstrukt und markiert eine Differenz zwischen dem Eigenen und dem so genannten Fremden.

Ambivalenzen aushalten – Kulturelle Differenz(en) als Herausforderung für die Soziale Arbeit

Daraus ergibt sich – als ein entscheidender Gesichtspunkt der Förderung kulturkompetenter professioneller Ressourcen – das pädagogischen Bemühen um die Bereitschaft, den Blickwinkel zu verschieben, mit dem wir kulturelle Differenzen im Allgemeinen betrachten. Es geht nicht mehr in erster Linie darum, zu erfahren, wie sie denn nun *eigentlich* sind, die Ausländer, die alten nichtdeutschen MitbürgerInnen, die kulturell Anderen – und um die damit verbundene Hoffnung, durch ein immer intensiveres Kennenlernen des immer schon gewussten Anderen zu einem (einseitig bereichernden) Miteinander zu finden. Die pädagogische Zielrichtung orientiert sich dann vielmehr an der Frage, wie entsteht und entwickelt sich Fremdheit in der Interaktion zwischen den Menschen; wo und wie und durch wen wird Fremdheit definiert, festgeschrieben und wie verändert sich der Fremdheitsstatus von Menschen?

Aus dieser Perspektive geraten besonders diejenigen ins Blickfeld, die kraft ihres Amtes, ihrer Profession oder ihres freiwilligen Engagements an Fremdeheitsdiskursen teilhaben und auf Festschreibungen von Beziehungsmustern in ihrem Alltag angewiesen sind, um handlungsfähig zu bleiben, wie zum Beispiel im Bereich Sozialer Arbeit.

Das Unterfangen, den Spuren kultureller Fremdeheitskonstruktionen zu folgen, erzeugt häufig Unwillen und Ängste. Unwillen, weil für richtig gehaltenen Überzeugungen und praktischen Handlungsgrundlagen der vermeintlich sichere Boden der Zweifelsfreiheit und Eindeutigkeit entzogen wird. Der multikulturelle Handlungsimpuls erscheint plötzlich nicht mehr als die moralisch unangreifbare Opposition, als sicherer Hafen des Antirassismus, sondern als dessen kontaminierte Ergänzung. Ängste, weil mit der Dekonstruktion binärer Ordnungen die Ambivalenz(en) ihrerseits nicht beseitigt werden können. Wohin führt die Einsicht in die Konstruiertheit des Fremden, wenn mit dem Zustieg neuer Fahrgäste, sofort und mit gleicher Heftigkeit wieder neue Grenzziehungen erfolgen?

Da aber nun mal praktisch gehandelt werden muss und Entscheidungen immer auf der Grundlage getroffener Unterscheidungen zustande kommen, stellt sich die Frage nach den Konsequenzen, die sich aus jeglichen Positionierungen ergeben. Was ist erreicht, wenn wir davon ausgehen, dass stets mehrere Perspektiven und Positionierungen möglich sind – das heißt, dass Festschreibungen eben stets nur Positionierungen und damit kontextgebunden und veränderbar sind, immer auch ausblenden und daher keinen »Wahrheitsanspruch« für sich erheben können? Es kann nicht nur darum gehen, das »Fremde«, die »andere Kultur« zu *verstehen* – sondern es muss darum gehen, das eigene Verhältnis, die Rolle, die man selbst im Prozess von Kulturalisierungen und Ethnisierungen spielt, zu reflektieren.

Das Verhältnis zwischen mir selber und dem »Anderen« als unabgeschlossen und *notwendigerweise* ambivalent zu betrachten, ist eine höchst brisante Maxime für praktisches Alltagshandeln. Heißt es doch: misstrauisch zu bleiben gegenüber jeglichen politischen, aber auch wissenschaftlichen und sogar pädagogischen Wahrheitsansprüchen, die sich etwa in der Verwendung oder Propagierung homogener Kulturbegriffe (deutsche Leitkultur, Islamismus etc.) niederschlagen.

Sich soziale Konflikte mit dem Verweis auf kulturelle/ethnische/nationale Differenz(en) zu erklären – solche Erklärungsmuster sind sehr weit verbreitet. Deshalb auch fällt es schwer, sich dem Sog ihrer vorgeblichen Erklärungskraft zu widersetzen. *Wie wäre es, stattdessen den Blick auf das Nicht-Deckungsgleiche zu richten, auf die Ambivalenz – das, was den Anderen eben nicht zum typischen »Türken« etc. macht, auf das Irritierende, nicht Passförmige – und dies als Ausgangspunkt für Bedeutungsverschiebungen von kultureller Differenz zu nehmen und zum Ansatzpunkt sozialpädagogischen Handelns werden zu lassen.* Das würde den Blick für die Hybridität, für das Gewachsene, Widersprüchliche und Heterogene jeglicher Kultur schärfen.

Ich möchte zur Illustration mit einer – im Kontext eines Forschungsprojekts, das sich mit Vermessungen kultureller Differenzen im Alltag Jugendlicher⁵ befasste – selbst erlebten kurzen Geschichte enden:

Erzählen möchte ich von der Idee eines multikulturell engagierten Lehrers in einer ethnisch heterogen zusammengesetzten Schulklasse, dem einfiel, eine seiner türkischen Schülerinnen zu bitten, die Klasse doch einmal über die Gepflogenheiten ihrer Landsleute im Fastenmonat Ramadan aufzuklären. Eine solche Aufforderung, einmal authentisch aus dem islamischen Nähkästchen plaudern zu

5 Vgl. Clemens Dannenbeck, Hans Lösch und Felicitas Esser (1999).

lassen, erwies sich jedoch als verfehlt. Es stellte sich nämlich schnell heraus, dass das Mädchen sich als christliche Türkin in der Tat einigermaßen schwer tat, der Erwartung, sich als Kronzeugin in Sachen Islam zu bewähren, zu entsprechen. Aber nicht darin, dass er die »falsche« Türkin erwischt hat, ist der Lehrer zu kritisieren, sondern für seine Annahme und Erwartung, dass türkische Passinhaberschaft allein schon Ausweis genug für islamische Auskünfte sein soll.

Literatur

- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Sechster Familienbericht. Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Leistungen – Belastungen – Herausforderungen und Stellungnahme der Bundesregierung. Deutscher Bundestag. Drucksache 14/4357, 20.10.2000
- Dannenbeck, Clemens / Lösch, Hans / Esser, Felicitas: Herkunft (er)zählt. Befunde über Zugehörigkeiten Jugendlicher. Reihe Interkulturelle Bildungsforschung. Band 4. Münster/New York/München/Berlin 1999
- Enzensberger, Hans Magnus: Die Große Wanderung. 33 Markierungen. Mit einer Fußnote »Über einige Besonderheiten bei der Menschenjagd«. Frankfurt a. M. 1992
- Hahn, Alois: Die soziale Konstruktion des Fremden. Walter M. Sprondel (Hrsg.): Die Objektivität der Ordnungen und ihre kommunikative Konstruktion. Für Thomas Luckmann. Frankfurt a. M. 1994, S. 140-163
- Krüger-Potratz, Marianne: Stichwort: Erziehungswissenschaft und kulturelle Differenz. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft. 2, 1999, S. 149-166
- Lindner, Rolf: Die Stunde der Cultural Studies. Wien 2000
- Lutz, Helma / Wenning, Norbert (Hrsg.): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen 2001
- Radtke, Frank-Olaf: Lob der Gleichgültigkeit. Die Konstruktion des Fremden im Diskurs des Multikulturalismus. In: Uli Bielefeld (Hrsg.): Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt? Hamburg 1992, S. 79-96

Dr. Clemens Dannenbeck, Dipl. Soz., Vertretungsprofessur an der Universität Eichstätt »Soziologie in der Sozialen Arbeit«; 1998-2001 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Jugendinstitut; Arbeitsschwerpunkte: Kulturelle Differenz; Genderforschung; Jugendforschung; Cultural Studies.

Aktuelle Veröffentlichungen: Selbst- und Fremdzuschreibungen als Aspekte kultureller Identitätsarbeit. Ein Beitrag zur Dekonstruktion kultureller Identität« (Diss.). Opladen 2002 (im Druck); (zus. mit Jutta Stich) Sexuelle Erfahrungen und Lernprozesse Jugendlicher. Fachheftreihe Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung der BZgA, 2002 (im Druck)

Straßbergerstr. 23
80809 München
E-Mail: dannenbeck@web.de